

dtv



Sorj Chalandon

# Mein fremder Vater

Roman

Aus dem Französischen  
von Brigitte Große

dtv

Die Arbeit der Übersetzerin an diesem Roman wurde  
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**

**[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Deutsche Erstausgabe 2017  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© Éditions Grasset & Fasquelle, 2015  
Titel der französischen Originalausgabe:  
›Profession du père‹  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München, 2017  
Gesetzt aus der Bulmer MT 11/15  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: CPI books GmbH  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28114-0

*Für Yves*



## GEDENKEN

*(Samstag, 23. April 2011)*

Nur meine Mutter und ich waren da. Als der Sarg meines Vaters auf einem Karren in den Raum gefahren wurde, musste ich an einen Dessertwagen im Restaurant denken. Drei Leichenbestatter: graue Gesichter, schwarze Jacken, schlecht gebundene Krawatten, zu kurze Hosen, weiße Socken, weiche Schuhe. Sie sahen weder würdig noch feierlich aus und wussten nicht, wohin mit ihren Blicken und Händen. Ich verkniff mir ein Lächeln. Das letzte Geleit meines Vaters würden also Türsteher übernehmen.

Es regnete. Das Krematorium, der Park, da und dort Bäume, Blumen auf den Gräbern, ein Friedhofsgarten mit einem Wasserbecken. Alles dünstete Erinnerung aus.

»Wollen wir schauen, ob da ein Fisch drin ist?«

Meine Mutter sah mich an. Nickte.

»Von mir aus.«

Wir gingen Richtung Bassin. Sie stützte sich auf meinen Arm, kam kaum voran, sah auf den Boden, um keinen falschen Schritt zu machen.

Es war einer drin. Ein goldener Karpfen zwischen Seerosen.

»Ich sehe keinen.«

Sie sah nichts, meine Mutter. Nie hatte sie etwas gesehen. Sie kniff die Augen zusammen. Und suchte nach Kräften. Der Karpfen

spielte im Wasser, das aus einem Felsen sprudelte, glitt über den Sand, teilte die Oberfläche, tauchte unter, kam mit offenem Maul wieder hoch und schnappte ein bisschen nach Luft. Meine Mutter schüttelte den Kopf.

»Nein, da ist nichts.«

Ich legte ihr meinen Arm um die Schultern. Drückte sie an mich. Beugte mich mit ihr vor. Zeichnete mit der Hand das friedliche Schwänzeln des Tieres nach. Begleitete seine Bewegung. Ich zeigte auf den Fisch, sie schaute verloren auf meinen Finger. Ihr Gesicht war leer. Ohne Glanz, ohne Leuchten. Aus ihren sehr blauen Augen sprach nur Schweigen. Ihre Lippen zitterten. Sie öffnete ihren Mund wie ein Karpfen.

Vor unserem gab es noch ein anderes Begräbnis, Dutzende Wagen, Trauer im Großformat. Wir waren der kleine Kummer danach. Unser Leichenzug passte auf die Rückbank eines Taxis. Meine Mutter setzte sich im Flur vor dem Abschiedsraum auf eine Bank. Ich blieb stehen. Ich wollte weg. Draußen warten, bis alles vorbei war.

»Ich habe dich begleitet, aber ich komme nicht mit rein.«

Meine Mutter schaute mich an.

»Du bleibst lieber im Regen stehen?«

Ich gab ihr keine Antwort. Sie hatte auch keine Frage gestellt. Ich studierte die Tafel am Eingang. Las noch einmal den Namen meines Vaters. Murrend. Wie seltsam, ihn da stehen zu sehen. In Kupfer graviert an einer Tür oder auf einem Briefumschlag war er mir vertraut, aber nicht auf einer Totenliste.

André Choulans.

Drei Feuerbestattungen gab es am Vormittag des 23. April. Drei fanden am Nachmittag statt. Zwischen Albert Blondel und Jean Vial war mein Vater dran. Sarg erwartet um 14.45 Uhr. Das

erinnerte an die Anzeigetafeln im Bahnhof mit den Abfahrtszeiten der Züge. Und ich stand am Ende des Bahnsteigs, um herauszufinden, wann er wegmusste.

Eine Frau mit einem Zettel kam in den Flur.

»Sind Sie für einen Verblichenen da?«

»Nein, für meinen Mann«, antwortete meine Mutter.

Ich nannte den Namen meines Vaters. Die Frau sah auf ihren Zettel, nickte und wiederholte den Namen Choulans, wie man einen Stempel auf ein Dokument setzt. Dann öffnete sie die Doppeltür und trat zurück, um uns vorbeizulassen.

»Warten Sie noch auf jemanden?«, fragte sie. Sie wirkte verlegen. Meine Mutter schaute mich an.

Fadila würde nicht kommen, Clément auch nicht.

Das war kein Ort für meine Frau und meinen Sohn.

»Niemand mehr aus der Familie?«

»Nur wir beide«, sagte ich und nahm meine Mutter am Arm.

Der Abschiedsraum war riesig. Es gab Dutzende Stühle. Meine Mutter zögerte. Setzte sich dann ganz vorne hin, ohne die Tür vor uns aus den Augen zu lassen. Von dort kamen die Toten. Ich nahm rechts von ihr Platz, packte mein Skizzenbuch und einen Kohlesplitter aus.

Sie sah mich an.

»Du willst doch jetzt nicht zeichnen?«

»Warum nicht?«, fragte ich, ohne aufzuschauen.

Sie gab keine Antwort.

Also zeichnete ich. Drei schnelle Züge: der Winkel des Saals, Decke, grau gefliester Boden. Dann die rötliche Kupfertür: zwei Flügel, rhombenförmige Polsterung mit Knöpfen. Die abgeschabte Scheuerleiste. Das Stilleben an der Wand.

Unruhig blickte meine Mutter zur Tür und auf meine Zeich-

nung. Sie stellte die Handtasche auf ihren Knien gerade. Bewegte die Lippen.

»Bist du sicher, dass da drin ein Fisch war?«

Die Zierleiste unter der Decke. Ich nickte.

»Ja, Mama, ein Karpfen.«

Jetzt sie: müde Schuhe, die Hände gefaltet, die blauen Venen unter der Haut, glatte graue Haare, ihr Montagskleid.

In ihrem Schrank hing ein schwerer schwarzer Mantel mit Perlmutterknöpfen. »Ein Mantel für den Friedhof«, hatte sie immer gesagt. Nun war ihr Mann tot, und sie hatte ihn nicht an. Stattdessen trug sie einen tabakbraunen Pelz mit roten Tressen an Taschen und Kragen.

»Den habe ich erst zwei Mal angehabt, der musste mal aus dem Schrank.«

Die Tür öffnete sich weit. Ich steckte mein Heft weg.

Der Sarg gefiel mir nicht. Die einfache Kiste aus einem Zellulosefabrikat, Pressspanplatten mit Splintern, wirkte wie ein Pappkarton.

Mama hatte ihn ausgesucht.

»Ist doch nur zum Verbrennen.«

Sie hatte ja recht. Wozu einen Eschensarg mit bauchigen Seitenteilen und Kuppeldeckel ins Feuer werfen? Wozu weißen Satin und ein vergoldetes Namensschild? Wozu ein Kreuz? Das hatte doch alles keinen Sinn. Also Kunstharzgriffe und Briefkastenschild.

DER PUTSCH  
 (Sonntag, 23. April 1961)

»Jetzt ist Krieg!«

Mein Vater knallte die Eingangstür zu. »Krieg!«, schrie er, ohne den Mantel abzulegen. Schrie es von der Schwelle in jeden Raum hinein. Wohnzimmer, Schlafzimmer, mein Zimmer. Mama und ich saßen in der Küche.

»Jetzt ist Krieg!«

Riesig stand er da, füllte den ganzen Türrahmen aus.

Ich schälte drei Karotten, meine Mutter putzte eine Stange Lauch.

»Was erzählst du da?«, fragte sie.

Er sah sie stirnrunzelnd an. Meine Mutter mit ihrem Gemüse! Das passte ihm nicht. Er rief den Krieg aus, und wir hatten nichts zu bieten außer einer läppischen Suppe.

»Was ich erzähle?«

Er schmiss die Zeitung auf den Tisch, mitten in die Gemüseschalen.

»Militärputsch in Algier«, titelte *France-Soir* über den Fotos dreier Soldaten. »Aufständische rufen Belagerungszustand aus.«

Ich betrachtete die Überschrift mit den schwarzen Lettern, meinen Vater und meine Mutter.

»Ist jetzt Krieg, Mama?«

Meine Mutter faltete die Zeitung zusammen und legte sie auf die Spüle. »Mach du mal die Karotten fertig!«

»Genau, mach die Karotten fertig!«, höhnte mein Vater.

Meine Mutter kratzte die Erde vom Lauch, knipste die Wurzeln ab und schnitt das Weiße in feine Scheiben. Ich schabte mit einem Sparschäler die Karotten. Mein Vater beobachtete uns.

»Ist das alles, was du deinem Sohn beibringen kannst? Kochen?«

Ich war noch ein Kind, zwölf Jahre, einen Monat und sechs Tage vor diesem Sonntag, dem 23. April 1961, geboren. Ich kochte mit meiner Mutter die Suppe für die Woche und senkte den Kopf vor meinem Vater.

Was da in Algier los sei, fand sie, gehe mich nichts an. Politikzeugs, Männerkram.

Er seufzte tief. Ging aus der Küche, aber nicht aus dem Haus.

Das machte er sonst, wenn er in Rage war. Marschierte mit großen Schritten wie ein Soldat bis Saint-Irénée. Kam wieder, ohne ein Wort zu sagen. Warf die Tür ins Schloss. Ging ins Schlafzimmer, um Ruhe zu finden. Aber an diesem Abend blieb er. Tigerte durch die Wohnung wie ein Gefangener auf Hofgang. Meine Mutter horchte auf die Wut in seinen Schritten.

»Das Dreckschwein hält um acht eine Rede!«, schrie mein Vater.

Er kam wieder in die Küche, goss sich ein Glas Wasser ein. Inspezierte durchs Fenster die Stadt. Wartete auf etwas, was, wusste ich nicht.

»Der Junge soll das sehen. Hier wird Geschichte geschrieben.«

Er nahm mir die Karotte ab. Beugte sich über den Tisch.

»Weißt du, was ein Schwur ist?«

Ich verstand kein Wort. Schützte mit dem abgewinkelten Arm mein Gesicht.

»Du machst ihm Angst«, warf meine Mutter ein.

»Der Saukerl hat nämlich seinen Schwur gebrochen«, sagte mein Vater. Seine Stimme klang böse.

Er ging ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein.

»Denise, Picasso! Es geht los!«

Mein Vater hatte sich wie immer auf dem Sofa breitgemacht.

»Das ist mein Sofa«, pflegte er zu sagen.

Einmal hatte ich beim Kehren die Schlafzimmerwand beschädigt. Mit dem Besenstiel einen Kratzer im Gips gemacht. Er ohrfeigte mich dafür, weil es seine Wand war und sein Besen.

»Nichts gehört dir hier, verstanden? Dir nicht und deiner Mutter auch nicht.«

Breitbeinig saß er da, die Ellbogen auf der Rückenlehne, die Arme ausgestreckt, und ließ meiner Mutter nur ein kleines Eckchen am Rand frei.

»Du hast ja deinen Sessel!«

Ich hatte mich auf den Boden gesetzt und an den Couchtisch gelehnt.

Aber an diesem Abend klopfte er mit der Hand neben sich auf das Sofa, ich sollte zu ihm kommen. Er wollte die Seinen um sich scharen. Familie Choulans lauscht dem Verräter.

»*Aufständische haben in Algerien nach der Macht gegriffen*«, sagte de Gaulle in Uniform.

Ich sah zu meinem Vater hin. Verschlossene Miene, vor Abscheu verzerrte Lippen.

»Ich geb's dir gleich mit deiner Handvoll Generäle!«

Es wurde dunkel. Mein Vater beantwortete jeden Satz de Gaulles mit einer Beschimpfung.

»*Ihr Tun führt geradewegs in eine nationale Katastrophe.*«

»Die Katastrophe bist du selber, Idiot!«

*»Im Namen Frankreichs befehle ich, die Pläne dieser Männer mit allen Mitteln, ich sage, mit allen Mitteln, zu durchkreuzen, bis der Aufstand niedergeschlagen ist.«*

*»Ich schlag dich gleich nieder! Du bist tot, du Dreckskerl!«*

Mein Vater sprang vom Sofa auf.

*»Ehrgeizige, fanatische Partisanen«, sagte de Gaulle.*

Mein Vater marschierte im Stehschritt durchs Wohnzimmer.

*»Das abscheuliche, dumme Abenteuer der Putschisten.«*

Mein Vater räusperte sich, zog seine Hose hoch und klackte mit den Pantoffeln aufs Parkett.

*»Das Unheil, das über dem Vaterland schwebt.«*

Mein Vater lachte hämisch. »Hörst du, was dieser Abschaum von sich gibt? Hörst du das?«

Meine Mutter nickte. Sie machte ein Gesicht, wie wenn wir, bedrückt von meinen schlechten Noten, am Abend nach dem Zeugnis auf ihn warteten.

*»Französinnen und Franzosen, helft mir!«*

*»Ja, wir helfen dir gleich beim Krepieren!«*

Er machte den Fernseher aus, ging aus dem Zimmer und schaltete das Transistorradio ein. Lief durch die Wohnung, das Radio ans Ohr gepresst, und sagte immer wieder, dass dieser Dreckskerl sich selbst die Generalvollmacht erteilt habe. Er wartete auf die nächsten Nachrichten.

Édith Piaf sang:

*Die Gefühle verweht*

*mit dem ganzen Tamtam.*

*Wie schnell Liebe vergeht!*

*Ich fang von vorn wieder an!*

Meine Mutter schaute mich an. Ich saß auf dem Boden und schlief fast ein.

»Komm schon, ich bring dich ins Bett.«

Sie ging mit mir in mein Zimmer. Zog mit matter Hand die Vorhänge zu. Beugte sich über mich, gab mir aber keinen Kuss. Nur einen Blick. Mach dir nichts draus, murmelte sie mir zu. So ist Papa eben. In Wirklichkeit ist es lang nicht so schlimm. Und morgen ist alles vorbei.

Meine Mutter summt das Chanson mit und lächelte in die Nacht.

*»Non, rien de rien ... non, je ne regrette rien ...«*

Ich erschrak. Legte ihr schnell die Hand auf den Mund. Warf ihr einen flehenden Blick zu. Noch vom Balkon aus hätte mein Vater sie hören können. Er hasste es, wenn Mama sang. Die Sänger hatten ihm schon zu viel angetan.

\*

Im Juni 1958 war meine Mutter zu einem Konzert der Compagnons de la Chanson ins Amphitheater eingeladen worden. Da war ich neun. Es war das erste Mal, dass sie allein ausgehen wollte. Schon bevor ich auf die Welt kam, war mein Vater immer dagegen gewesen. Sie hatte noch nie einen Künstler auf der Bühne gesehen. Madame Labarrès, eine Kollegin meiner Mutter aus dem Büro des Verkehrsverbundes, hatte im Gewinnspiel »Radio Théâtre« von Radio Luxembourg zwei Karten für die Vorstellung gewonnen. Sie war allein und hatte keine Kinder. Und sie hatte es geschafft, meine Mutter dazu zu überreden, mit ihr dorthin zu gehen.

Das war an einem Samstag. Meine Mutter hatte meinen Vater um Erlaubnis gefragt, aber keine Antwort erhalten. Kein Wort, keinen Wink. Was denn daran so schlimm sei, wenn sie mal bis neun wegbliebe? Außerdem kenne er doch Madame Labarrès. Sie

würde mit ihr in das Konzert gehen, und anschließend würde sie sie nach Hause bringen. Was sollte daran gefährlich sein?

Er schaute aus dem Wohnzimmerfenster, Mama stand hinter ihm. Dann schickte sie mich in mein Zimmer. Ich hatte, wie sie gesagt hatte, meine Tür geschlossen und mich hinter meinem Zeichenheft verkrochen, wie ich es immer tat, wenn ich mich fürchtete. Auf dem Bett sitzend, kolorierte ich hingebungsvoll die Hälfte der Seite: einen Strand, gelb und orange mit weißen Reflexen, dann das Blau des Meeres, bewegte Wellen mit Schaumkronen drauf. Anschließend zeichnete ich sehr hoch im Regenhimmel einen Jungen: grüne Hose, weißes Hemd, zerzauste Haare. Gab ihm ein Lächeln. Mit geschlossenen Augen schwebte er zwischen den Wolken im Wind, einen roten Luftballon in jeder Hand. Dann machte ich ihn mit einer Schnur um die Knöchel zu einem Drachen. Ich hatte mir einmal einen aus einer Plastiktüte und Kirschwäzchen gebastelt, der nie flog. Weil es keinen Wind gab, keinen Sand, kein Meer und keinen Arm um meine Schulter, der meine Hände zum Himmel lenkte. Die Zeichnung war fertig. Ich signierte sie mit Picasso.

Das machte ich schon, seit ich klein war. In der Vorschule hatte uns die Lehrerin einmal erzählt, Picasso sei der größte Maler der Welt, und ein Clownsposter in den Unterricht mitgebracht. Picasso hatte seinen Sohn Paul als Harlekin mit Torerohut, gelb-blau kariertem Kostüm, Halskrause und Spitzenmanschetten porträtiert, aber das Lächeln vergessen. Er sah mir ähnlich mit seinen glatten Haaren und traurigen Augen. Man merkte das Zögern des Stifts, die Pompons und Fransen des Sessels waren nur skizziert. Auch die Schuhe waren nicht fertig, nur mit einem schlichten Strich als Umriss angedeutet.

Ich legte Heft und Stifte auf mein Bett. Hielt mir die Ohren zu und schloss die Augen. Wartete auf das Gebrüll meines Vaters,

aber es kam nichts. Stille. Nur in meinen Ohren rauschte es wie vom Atem einer Meeresmuschel.

Meine Mutter kam herein. Lächelnd. Verwandelt. Roter Rock, weiße Bluse, leichte Jacke. Sie ging aus. Sie hatte gewonnen. Zum Abendessen gebe es Schinken und Frischkäse. Ob ich mich nicht freute, einmal mit meinem Vater allein zu Abend zu essen? Keine Ahnung. Es war noch nie vorgekommen, dass wir zu zweit am Tisch saßen.

»Räumst du dann ab?«

Ja, ich räume dann ab. Wenn sie wiederkäme, würde sie das Geschirr abwaschen, zwei Teller und zwei Gläser. Sie beugte sich zu mir herunter und umarmte mich. Ich war verblüfft. In unserer Familie gab es sonst keine Berührungen von Haut zu Haut. Nur selten trafen die Lippen des einen auf die Wange des anderen. Selbst unsere Blicke gingen einander aus dem Weg. Aber an diesem Abend war Sommer. Und fast so etwas wie Glück. Meine Mutter liebte die Compagnons de la Chanson. Sie hörte sie immer im Radio, wenn sie den Haushalt machte. Einmal hatte ich sie sogar weinen gesehen, bei »Les trois Cloches«, dem Chanson über Jean-François Nicot, dem Édith Piaf am Ende »ewige Liebe« verheißt.

»Weinst du, Mama?«

Nein, sie sei nur ein bisschen gerührt, sagte sie lächelnd. Es gehe um die drei wichtigsten Dinge im Leben: Geburt, Ehe und Tod.

Ich betrat die Küche. Auf dem Tisch unsere beiden Teller, zwei Gläser mit Wasser und der Schinken in seinem fettigen Papier. Mein Vater hatte sich im Schlafzimmer eingeschlossen. Ich horchte an der Tür. Bekam kaum Luft. Das Radio brabbelte. Er hatte sich wohl angezogen hingelegt.

»Isst du nichts, Papa?«, fragte ich mit Grabesstimme. Auf der Hut wie ein Tier.

Er drehte den Ton lauter. Ein Mann sprach über Algerien.

Ich setzte mich in die Küche. Schnitt die Schwarte ab und legte eine Scheibe Schinken auf ein Stück Brot, das ich zusammenklappte. Trank etwas. Das Besteck quietschte auf dem Teller wie Kreide an der Tafel. Ich räumte mein Gedeck ab, seines ließ ich stehen. Ging still und stumm und mit geräuschlosen Schritten in mein Zimmer.

Ein Klingeln weckte mich. Heftig, immer wieder. Dann Klopfen.

Die Stimme meiner Mutter. Sie pochte an die Tür.

Ich setzte mich im Bett auf. Bekam keine Luft. Riss den Mund auf. Gänsehaut.

»Du hast den Schlüssel stecken lassen. Mach bitte auf.«

Mein Vater schlief bestimmt und hörte sie nicht. Also stand ich auf. Im Flur brannte kein Licht. Aber er war da, im Dunkeln, im Pyjama.

»Papa?«

Er sah mich böse an. Ich bereute es sofort. Er verzog verächtlich den Mund, hob das Kinn und wies damit zur Tür.

»Willst du auch draußen schlafen, bei dieser Nutte?«, schrie er. »Willst du das?«

»Ich bin ja schon still!«, hörte ich meine Mutter sagen. »Aber lass bitte den Jungen in Ruhe!«

Er wandte sich der verschlossenen Tür zu.

»Und du schlägst gefälligst einen anderen Ton an.«

»Ich bitte dich doch nur, Émile nichts anzutun.«

»Seid ihr jetzt beide gegen mich?«

»Niemand ist gegen dich. Geh schlafen, Émile!«, flüsterte sie durch die Tür. Sie fürchtete die Augen, die Ohren, die bösen Zungen der Nachbarn.

»Du kannst auf dem Fußabtreter schlafen, du Schlampe!«

»Schon gut, schon gut, beruhige dich. Ich werde hier schlafen, aber lass ihn zufrieden!«

Mein Vater fiel über mich her. Ich schrie auf. Es hagelte Schläge. Mein Kopf krachte gegen die Wand, ich versuchte, mein Gesicht mit den Händen zu schützen, und fiel auf die Schulter.

»Lass ihn, ich flehe dich an! Ich schlafe draußen, wie du wolltest, aber lass ihn in Ruhe! Er hat doch nichts getan!«

»Und das alles für diesen läppischen Abend, ist dir das klar?«

»Es ist mir klar, verzeih mir«, hauchte meine Mutter.

»Du bringst gerade deinen Sohn um!«

»Verzeih mir!«

Er spuckte auf die Tür und sah mich an, ich kauerte auf dem Boden, die Arme über den Augen. Er beugte sich zu mir herunter.

»Wenn du ihr aufmachst, bring ich sie um.«

Dann sperrte er sich wieder in seinem Zimmer ein. Kein Radio diesmal. Ein Räusperrn, der Schalter der Leselampe, der Bettrost quietschte. Stille.

Ich kauerte immer noch auf den Fliesen. Wartete, bis er schlief und laut schnarchte. Dann stand ich auf und ging zur Eingangstür. Kratzte am Holz. Mama streichelte es. Unsere Hände auf beiden Seiten.

»Geht's?«, murmelte sie.

Ich nickte, als könnte sie mich sehen.

»Geh gleich ins Bett!«

»Und wo wirst du schlafen?«

»Hier.«

»Auf dem Fußabtreter?«

»Es ist ja warm. Und ich kann meine Jacke als Kopfkissen benutzen.«

»Ich darf dir nicht aufmachen, Mama.«

»Ich weiß, mein Sohn. Also husch, ins Bett.«

»Ich habe Nasenbluten.«

»Tupf es mit einem Taschentuch ab. Ich schau es mir morgen an.«

»Und einen Asthmaanfall.«

»Nimm deinen Sirup. Aber nur einen Löffel, ja?«

Ich gab keine Antwort.

»Ja, Émile? Das ist ein Medikament.«

»Ja, Mama.«

»Gute Nacht, mein Sohn.«

»Gute Nacht, Mama.«

»Du kennst doch deinen Vater. Also mach dir keine Sorgen.«

Ich wandte mich von der Tür ab. Von meiner Mutter, die sich an die Wand lehnte, um Schlaf zu finden. Ich ging in mein Zimmer. Legte mich hin, den Kopf nach hinten gebeugt, ein Taschentuch auf der Nase. Schraubte meine Sirupflasche auf. Eine süße Tinktur aus Tee- und Eukalyptusblättern, die die Apothekerin für mich anmischte. Ein Schluck, noch einer. Ich hielt den Atem an, wartete zehn Sekunden und atmete langsam aus.

Seit meiner Geburt litt ich an Asthma. Bei jedem Anfall legten sich zwei Hände um meinen Hals. Mein Atem wurde zu heiserem Raunen, Klagen, schmerzlichem Stöhnen. Eine ängstliche Menge wimmerte in meiner Brust. In schlaflosen Nächten stellte ich mir einen Trauerzug im Fackelschein vor. Eine Prozession von Verdammten, die aus meiner Kehle fliehen wollten und um Hilfe riefen. Mein Asthma kam nicht von der Anstrengung, sondern von der Angst. Ich litt an der Atmosphäre in dieser Wohnung. Sie legte sich auf meine trockenen Lippen, verengte meine Kehle und traktierte meine Bronchien. Als meine Mutter einmal an meiner Brust gehorcht hatte, sprach sie von »fernen Stimmen«.

Meine Wangen glühten. Meine Schulter schmerzte. Ich spürte noch die Hand meines Vaters. Hoffentlich ließ er meine Mutter